
Wolfgang Ullrich Wurzel

**Bemerkungen zum Vortrag von Bodo Friedrich
„Die deutsche Sprache in einer globalen medialisierten
Warenwelt – Zum Sprachelend in Deutschland“**

Es ist Bodo Friedrich zweifelsfrei zuzustimmen, wenn er in seinem Beitrag auf die Komplexität dieses Themas verweist. Die Problematik in ihren unterschiedlichen Aspekten läßt sich einfach nicht auf wenigen Seiten auch nur einigermaßen vollständig abhandeln. Umso mehr ist ihm zu danken, daß er uns diesen interessanten und auch vielschichtigen Überblick gegeben hat, der aufgrund der gegebenen Sachlage in besonderer Weise zur Diskussion einlädt. Im folgenden also einige ergänzende und kritische Bemerkungen zu einigen Aspekten des Beitrags.

Vielleicht ist es nur eine terminologische Frage, ob man das Sprachsterben als ein Phänomen des „Verlusts der Sprachkultur“ einordnen sollte, ein Verlust freilich ist es allemal. Nach der Auskunft von Experten muß man wirklich damit rechnen, daß von den heute etwa 6500 gesprochenen Sprachen im 21. Jahrhundert voraussichtlich ca. zwei Drittel aussterben werden. Das ist dramatisch, dennoch sollte man m. E. nicht von der „Liquidierung von Sprachen“ sprechen, was ein doch etwas vereinfachtes Bild dieses Phänomens vermittelt. Zunächst muß man davon ausgehen, daß das Verschwinden von Sprachen (und Dialekten) an sich ebenso wie ihre Herausbildung faktisch ein ganz normaler Prozeß ist, der sich in allen Epochen der Menschheitsgeschichte immer wieder wiederholt hat. Gewaltanwendung und echter Vernichtungswille spielt dabei nur partiell eine Rolle, etwa wenn ganze Völker oder Stämme und mit ihnen ihre Sprache vernichtet werden (wie in den letzten Jahrzehnten in Osttimor geschehen) oder wenn den Sprechern die Benutzung ihrer Sprache bei Strafe verboten wird (wie in der Türkei gegen die Kurden praktiziert). Doch häufig und heute eher typisch sind die Sprecher einer Sprache, die diese zugunsten einer anderen aufgeben, nicht einfach nur Patiens, sondern auch Agens einer solchen Entwicklung, indem sie aufgrund bestimmter ökonomischer oder kultureller Bedingungen einen Sprachenwechsel aus eigenem Willen

vollziehen. Das gilt beispielsweise für das sich gegenwärtig vollziehende Sterben vieler Indianersprachen in den USA und Kanada.

Nichtsdestoweniger ist das Verschwinden jeder einzelnen Sprache ein irreversibler Verlust für die Menschheit, nicht nur, weil sich in einer Sprache die Identität, die Kultur und die Geschichte der Sprachgemeinschaft spiegeln, sondern auch weil jede einzelne Sprache in ihrer spezifischen Ausformung, ihrer grammatischen Struktur, die sie von der Struktur aller anderen Sprachen unterscheidet, einen Eigenwert darstellt, der von der Vielfalt der Variationsmöglichkeiten im Rahmen der angeborenen unversellen menschlichen Sprachfähigkeit zeugt. Das Verschwinden einer Sprache ist damit durchaus dem Aussterben einer Tier- oder Pflanzenart vergleichbar, die ein Zeugnis der biologischen Variationsmöglichkeiten darstellt.

Bodo Friedrich sagt, daß eine „sprachökologische Gegenbewegung“ als Reaktion auf das zunehmende Sprachsterben nicht festzustellen sei: „Die UNESCO führt zwar rote Listen für aussterbende Tiere und Pflanzen und bemüht sich um den Erhalt von Kathedralen und Tempelanlagen als Weltkulturerbe, ein Bewußtsein der Notwendigkeit, Sprachen zu erhalten, gibt es nicht, höchstens auf dem Gebiet der Dialekte“. Das stimmt – und hier möchte ich sagen: Gott sei Dank – so nicht. Auf diesem Gebiet wird zwar nach wie vor zu wenig getan, aber in den letzten Jahren hat das Bewußtsein für die Problematik weltweit stark zugenommen. In verschiedenen Ländern haben sich Gesellschaften für gefährdete Sprachen gebildet, so auch in Deutschland die ‘Gesellschaft für bedrohte Sprachen’ (Website: <http://www.uni-koeln.de/GbS>). Sie verfolgen eine zweifache Zielstellung, nämlich erstens zur Erhaltung solcher Sprachen beizutragen und zweitens diese in Grammatik und Lexik möglichst umfassend zu dokumentieren, was besonders wichtig ist, wenn ein Aussterben nicht mehr verhindert werden kann. Es muß hervorgehoben werden, daß diese Aktivitäten von dafür speziell qualifizierten Linguisten betrieben werden und grundsätzlich nur in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Sprachgemeinschaften bzw. Sprechern erfolgen. Zur Qualifikation der beteiligten Linguisten werden eigene Seminare und Sommerschulen durchgeführt. Solche Unternehmungen werden durch die UNESCO unterstützt und gefördert. Weiterhin gibt es in Deutschland eine Förderinitiative der Volkswagen-Stiftung für die Dokumentation bedrohter Sprachen, für die in den nächsten Jahren

höchst beachtliche Mittel vorgesehen sind. Die internationale Koordination wurde von der UNESCO an das 'International Clearinghouse for Endangered Languages' delegiert, das auch für die Erarbeitung einer Liste der bedrohten Sprachen verantwortlich ist. Mögen auch die Erfolge solcher Aktivitäten auch nur begrenzt sein, es geschieht etwas!

Jetzt aber zum „Sprachelend“ im engeren Sinne. „Qualitätsverlust der Sprache“ und „Sprachverfall“, von Friedrich für das gegenwärtige Deutsche in besonderem Maße konstatiert, wurden wohl seit Menschengedenken in allen Kulturgesellschaften beklagt, speziell unter dem Gesichtspunkt, daß spätere Generationen vorgeblich 'schlechter' sprächen oder schrieben als die früheren. Diese Problematik hat verschiedenen Aspekte, die im Beitrag diskutiert oder doch erwähnt werden. Ein Beispiel dafür ist der sich verstärkende Gebrauch der sogenannten 'Plastik-' oder 'Legowörter', über dessen negative Bewertung sich die Fachleuten sicher im wesentlichen einig sind.

Es gibt jedoch andere Bereiche, die sich komplizierter darstellen. Dazu gehört nicht zuletzt auch die Grammatik. Worin besteht das Kriterium dafür, was 'Qualität', was 'gut' und 'schlecht' in der Grammatik einer Sprache ist? Wichtig ist, zunächst festzustellen, daß dafür kein unabhängiges und generelles Kriterium existiert; es bleibt nur der Bezug auf die jeweils geltende (oder auch eine frühere, als 'besser' empfundene) Norm: 'Gut' ist normgemäß. So auch Friedrich. Abgesehen davon, daß es oft gar nicht so einfach ist, die Norm der Sprache zu einem gegebenen Zeitpunkt zu ermitteln, ergibt sich hier ein grundsätzliches Dilemma: Eine gesprochene Sprache verändert sich ständig, doch jeder Wandel im grammatischen System einer Sprache stellt zunächst immer eine Normverletzung dar. Zu dem Zeitpunkt im 18. Jahrhundert, als die ersten Sprecher statt der überlieferten Form (*der Hund*) *boll* die neue Form (*der Hund*) *bellte* gebrauchten, war das zunächst nichts anderes als „lässiger Umgang mit grammatischen Normen“, später entwickelte sich daraus jedoch eine neue Norm der Flexion dieses Verbs. Gegenwärtig treten zunehmend 'falsche' Akkusativformen wie *den Bär*, *den Held*, *den Dirigent* anstelle von normgemäß *den Bären*, *den Helden*, *den Dirigenten* auf, die sich ohne jeden Zweifel in Zukunft ebenso durchsetzen werden wie *bellte*. Haben wir es in den genannten Fällen also mit 'Sprachverfall' zu tun?

Wohl ist es legitim, die Sprecher einer Sprachgemeinschaft im Interesse

des Funktionierens der Kommunikation auf die Einhaltung der jeweils geltenden Normen zu orientieren (z.B. heute die Kinder in der Schule auf Formen wie *den Bären*), doch Normverletzungen generell zu verdammen, würde faktisch ein Verbot von grammatischem Wandel bedeuten. Das kann ernsthaft niemand wollen, und sicher will es auch Bodo Friedrich nicht. Ein solches Verbot wäre nicht nur nicht durchsetzbar, sondern auch töricht, werden doch durch Sprachwandel in der Regel gerade Schwierigkeiten und Defizite in der Struktur der Sprache beseitigt. In diesem Sinne 'braucht' die Sprache Wandel und damit Verstöße gegen die Norm, und die Fehler von gestern sind die Norm von heute! Um nicht falsch verstanden zu werden: Hier sollen natürlich nicht etwa alle sprachlichen Normverstöße und Schlampereien akzeptiert oder gar verteidigt werden; es soll nur darauf verwiesen werden, daß es gar nicht so einfach ist zu sagen, was im grammatischen Bereich nun wirklich unter 'Sprachverfall' zu verstehen ist und was nicht. Die Veränderung von *den Bären* zu *den Bär* mag man heute noch als Fehler und 'unschön' betrachten; es liegt jedoch keinerlei Grund vor, sie als 'Sprachverfall' zu werten, denn die funktionale Unterscheidung zu den anderen Formen des Flexionsparadigmas ist weiterhin gewährleistet, vgl. *der Bär – den Bär*, und die neue Form paßt sich besser als die alte ins Deklinationssystem des Deutschen ein, vgl. *der Hund – den Hund*.

In diesem Zusammenhang noch eine Bemerkung zur Problematik der sprachlichen Norm: Es ist eigentlich nichts Neues, daß in bestimmten Bereichen zu bestimmten Zwecken bewußte Verstöße gegen grammatische Normen begangen werden. Der sicher wichtigste dieser Bereiche ist die künstlerisch geformte Sprache. Das betrifft bekanntlich besonders die Lyrik, die oft geradezu von solchen Verstößen lebt, aber nicht nur diese, man denke nur z.B. an die Prosa von Arno Schmidt. Kein vernünftiger Mensch hat etwas gegen Normabweichungen solcherart. Kann und soll man also im Sinne der Sprachpflege der Sprache der Werbung das verbieten, was in der poetisch geformten Sprache gang und gäbe ist? – Im übrigen stellt interessanterweise das Genus bei Friedrichs Beispiel *das König (der Biere)* überhaupt keine echte Normverletzung dar; man vgl. dazu z.B. *das Stern, das Schultheiß, das Rex* usw.

Meines Erachtens zu Recht kritisiert Friedrich das wenig ausgeprägte Sprachbewußtsein und das geringe Wissen über die Sprache überhaupt in

Deutschland (besser: im deutschen Sprachraum). Bezweifeln würde ich allerdings, daß es hier so große Unterschiede zu den Verhältnissen in anderen Sprachräumen gibt und daß man die deutsche Situation durch eine vermeintliche „über Jahrhunderte vererbte Schwäche im schriftlichen Formulieren“ oder dgl. erklären kann. Die angeführten stützenden Zitate scheinen mir eher von anekdotischem Wert und nicht immer frei von persönlichen Vorurteilen. Wenn „unter allen schreibenden Kulturvölkern ... die Deutschen das Volk mit der schlechtesten Prosa“ sind, was ist dann z.B. mit Grimmelshausen, E.T.A. Hofmann, Heine, Th. Mann, Grass und Ch. Wolf?

Doch zurück zu den von Friedrich kritisierten Verhältnissen. Evidenzen dafür gibt es leider allenthalben. Man denke nur an die Massenmedien. Die sprachliche Gestaltung vieler Texte in den Medien kann oft nicht zufriedenstellen, sei es die Wortwahl, die Syntax oder die intonatorischen Gliederung der Sätze. Beiträge über Sprache und Sprachbewußtsein in den Medien finden sich selten, und wenn es welche gibt, haben sie häufig ein recht bescheidenes Niveau. Überdies sind die Medienverantwortlichen an entsprechenden Beiträgen oft wenig interessiert, was nicht zuletzt auch die traurigen Erfahrungen der Öffentlichkeitsbeauftragten der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft zeigen. (Leider machen auch linke Zeitungen wie das 'Neue Deutschland' hier keine Ausnahme.)

Im öffentlichen Bewußtsein spielt die Sprache eine eher periphere Rolle. Eine Ausnahme bildete allerdings die breite Diskussion über die Rechtschreibreform vor einigen Jahren, an der sich ja durchaus nicht nur Fachleute beteiligten. Diese stellte sich zwiespältig dar. Zwar erwies sie einerseits ein erfreuliches öffentliches Interesse an Fragen der Orthographie (sicher weil Rechtschreibung faktisch für jeden von Bedeutung ist), aber andererseits brachte sie ein nahezu erschreckendes Maß von Unwissen und Vorurteilen über die Sprache an den Tag, auch bei gebildeten Menschen. Das zeigte nicht zuletzt ein Heft des 'Spiegel' vom Oktober 1996, in dem sich namhafte deutsche Schriftsteller zu Rechtschreibreform und Sprache äußerten: Auch 'Meister des Wortes', also Leute mit einem künstlerisch geschärften Sprachbewußtsein, sind oft voll von Fehlurteilen über die Sprache.

Auch bei Linken herrscht oft Verwirrung darüber, wie man mit der Sprache umgehen soll. In diesen Zusammenhang gehört nicht zuletzt auch

die immer wieder geführte Diskussion darüber, ob fremdsprachige Einwanderer in Deutschland Deutsch sprechen sollten, und speziell, ob die Vergabe der deutschen Staatsbürgerschaft an deutsche Sprachkenntnisse gebunden sein sollte. Aus grünen und linken Kreisen hört man als Argument dagegen, daß ja viele Deutsche auch „nicht richtig Deutsch“ könnten. *Die* sollten doch erstmal Deutsch lernen, den Einwanderern sollte man dagegen „ihre Sprache lassen“ und sie nicht „mit der deutschen Sprache quälen“. Hier geht es ja gar nicht darum, von den Einwanderern etwas zu verlangen, was von den Deutschen nicht verlangt wird, sondern einfach darum, diese zu befähigen, sich auch sprachlich in der Gesellschaft zu rechtzufinden und eine Ghettoisierung zu verhindern. Wenn also die Forderung nach bestimmten Deutschkenntnissen mit den entsprechenden Fördermaßnahmen verbunden ist, ist sie völlig legitim und sollte demzufolge politisch unterstützt werden.

Wieweit die von Bodo Friedrich als „Krise des Nationalen“ angesprochene Erscheinung für das „Sprachelend in Deutschland“ mit verantwortlich ist, soll hier nicht erörtert werden. Es soll jedoch abschließend noch kurz darauf verwiesen werden, daß gerade in Deutschland Sprachpflege und Sprachkultur häufig mit Deutschtümelei und Chauvinismus verbunden waren und sind. Beispielsweise hat sich auch der Verein, der das Volksbegehren ‘Schluß mit der Rechtschreibreform’ betrieb, nicht gegenüber den rechtsradikalen Parteien abgegrenzt, sondern vielmehr deren Unterstützung in der Öffentlichkeit billigend in Kauf genommen. Hier gilt es also wirklich darauf zu achten, daß man sich bei der Verfolgung von an sich ehrenwerten Zielen im Dienste der deutschen Sprache nicht ohne es zu wollen in ein reaktionäres Umfeld begibt!